

Die Neuen in Słubice

Osteuropa-Multikulti an der Oder

von Peggy Lohse

In den polnischen Teil der Doppelstadt kommen immer mehr Arbeiter:innen aus Osteuropa. Sie suchen nicht nur gute Löhne, sondern auch bessere Zukunftsperspektiven, Sicherheit und Stabilität. Wer sind diese Menschen und was treibt sie um in der Fremde?

Auf den verwinkelten Straßen Słubices geht es international zu, gesprochen wird natürlich Polnisch, aber auch viel Deutsch, Russisch, Ukrainisch, Belarusisch, Bulgarisch. Denn Słubice ist eine kleine Stadt, in der die Wirtschaft boomt. Die 20.000 Einwohner:innen der Gemeinde leben vom Handel, vom Baugewerbe und von der Logistik. Das Industriegebiet, die nahe Sonderwirtschaftszone sowie die Nähe zu Deutschland sind attraktiv für Investoren, Unternehmer:innen und Arbeiternehmer:innen. Die Arbeitslosenquote ist mit etwa zwei Prozent deutlich niedriger als die landesweiten fünf Prozent. Es herrscht praktisch Vollbeschäftigung.

Höhere Löhne, attraktivere Arbeitsbedingungen sowie die EU-weite Freizügigkeit locken viele Pol:innen zum Arbeiten nach Deutschland und weiter gen Westen. Die entstehenden Lücken, besonders im Bereich der niedrig qualifizierten Tätigkeiten, schließen Arbeitsmigrant:innen aus dem weiteren Osteuropa. 2016 und 2018 hat Polen die Einreisebestimmungen für Staatsbürger:innen aus Russland, der Ukraine, Belarus, Moldau, Armenien, Aserbaidschan und Georgien erleichtert. Sie können per Einladung sechs Monate im Jahr zum Arbeiten ins Land kommen und vor Ort dann weitere Papiere für eine langfristige, offizielle Festanstellung organisieren.

Laut der Studie *„Einwanderung nach Polen im Kontext des vereinfachten Verfahrens zur Beschäftigung von Ausländern“* des Zentrums für Migrationsforschung in Warschau liegt der Anteil der Zugezogenen unter den Arbeitnehmer:innen hier in der Grenzregion bei 15 Prozent. Damit gehört Słubice zu den Städten Polens, in denen am häufigsten Migrant:innen beschäftigt sind. Im östlichen Teil des Landes beträgt ihr Anteil nur ein bis zwei Prozent.

Insgesamt sind polenweit laut der staatlichen Sozialversicherung ZUS knapp 600.000 ausländische Arbeitnehmer:innen sozialversicherungspflichtig beschäftigt. Davon kommen mehr als 90 Prozent aus der Ukraine, etwa vier Prozent aus Belarus und weitere aus Moldau, Russland, Armenien und Georgien. EU-Bürger:innen stellen nur einen äußerst geringen Teil dar. Inoffiziell, also mit der unklaren Schwarzarbeit, sollen seit dem Maidan, der Annexion der Krim und dem

Beginn des Krieges in der Ostukraine 2014 bereits mehr als eine Million Menschen aus der Ukraine nach Polen gekommen sein. Für Słubice geht man von etwa 2000 aus. Gemeinsam mit Pol:innen, Bulgar:innen und anderen Nationalitäten arbeiten sie meist auf den Basaren, in der Gastronomie, im Handel und auf dem Bau. Von einem Standardlohn von 100 Złoty (umgerechnet knapp 25 Euro) pro Tag auf dem Basar bis zu 5000 Złoty (1250 Euro) monatlich verdienen sie hier. Dabei bringen sie ganz unterschiedliche Vorgeschichten mit.

Warten auf das Kind, sparen für den Traum

Anzhelika (21) ist eine aufgeweckte und aktive junge Frau. Der Spruch „*Just Do Nothing*“ auf ihrem Shirt will so gar nicht zu ihr passen. Tagsüber schäkert sie mit ihren Kund:innen, nachmittags trainiert sie im Fitnessstudio, fotografiert und filmt sich für ihren Instagram-Account, wo sie Schönheitstipps gibt und ihre selbstgeschriebenen Gedichte veröffentlicht. Vor einem halben Jahr kam sie aus der Nähe von Luzk, im Gebiet Wolyn in der Westukraine, nach Słubice. Jetzt arbeitet sie auf dem Basar als Verkäuferin. Seitdem hat sie schon mehrere Stände betreut. Aktuell ist sie am Wurst-und-Käse-Stand mit ukrainischen Kolleginnen. Sie arbeitet wochentags von 8 bis 16 Uhr, an den Wochenendtagen auch länger. Mit dem Geld sei sie zufrieden, will dennoch keine Zahlen nennen.

Sie landete praktisch zufällig hier: *„Eine Freundin hatte sich bereits bei einer Arbeitsvermittlerin für die Fahrt nach Słubice angemeldet und fragte mich, ob ich nicht mitfahren wolle. Ich war neugierig und wollte sowieso etwas in meinem Leben verändern und sagte zu. Ich wollte mir ein bis zwei Monate lang anschauen, wie es hier ist, und dann wieder zurückfahren, wenn es mir nicht gefallen sollte. Jetzt bin ich schon ein halbes Jahr hier und habe gerade eine Aufenthaltsgenehmigung beantragt. Mein Chef hat mir dabei geholfen, gesagt, wo ich welche Papiere abgeben muss. Jetzt warte ich auf die ‚Karta pobytu‘, die Bestätigung, dass ich langfristig hier bleiben und arbeiten darf.“*

Zuhause in Luzk ging sie 2015 nach der Schule auf ein Polizei-College, wo sie auch ihren späteren Mann kennenlernte. Sie wollte gern in den Staatsdienst, aber auf der Polizei-Akademie ließ man sie zwei Jahre später wegen einer Hauterkrankung nicht zu. Nach der Hochzeit und der Geburt ihres Sohnes Matzej schlug sie sich mit einfacheren Arbeiten durch. Sie arbeitete in einem Handy-Laden, in einem Zoll-Café an der ukrainisch-polnischen Grenze und in der Öffentlichkeitsarbeit einer Organisation für gesunden Lebensstil. Das Kind blieb schon damals oft bei der Oma. Die junge Ehe ging bald wieder auseinander. *„Aber ich bereue nichts!“*, sagt Anzhelika heute. *„Mein Ex-Mann hat mir das größte und schönste Geschenk meines Lebens gemacht – meinen Sohn!“*

Matzej ist mittlerweile zweieinhalb Jahre alt und lebt noch bei Anzhelikas Mutter in der Ukraine. *„Als ich im Sommer zuhause war, habe ich für ihn einen Reisepass machen lassen und meiner Mutter eine Vollmacht ausgestellt, dass sie mit ihm das Land verlassen darf.“* Denn die beiden sollen im Dezember nachkommen. *„Mein Ex-Mann wollte erst nicht zustimmen. Erst als ich ihn nach langer Zeit anrief, wir redeten eine Stunde lang, gab er sein Okay, unter der Bedingung, dass er seinen Sohn weiterhin ein- bis zweimal im Jahr sehen kann“*, erzählt sie von der Aufregung rund um den geplanten Umzug. *„Mein Ex-Mann ist Polizist in Kiew, muss darum immer in Bereitschaft dort sein und bekommt nur einmal im Jahr einen Monat Urlaub. Den will er dann mit dem Kleinen verbringen.“*

Ende Oktober zog Anzhelika aus ihrem Zimmerchen bei einer alleinstehenden Seniorin in eine eigene Mietwohnung, wo auch genug Platz für Sohn und Mutter sein wird. Außerdem hat sie Matzej schon in einer privaten Kita angemeldet. Und für ihre Mutter sucht sie auch schon nach einer kleinen Arbeit.

Für immer will Anzhelika nicht hier bleiben. Aber: *„Hier gibt es einfach mehr Perspektiven, mehr Möglichkeiten als in der Ukraine. Ich muss Geld verdienen, weil ich für die Verwirklichung meines Traums sparen muss.“* Ihr Traum ist es, ein eigenes Gesundheitszentrum in ihrer Heimat aufzubauen, wo körperbewusste Klient:innen mit Ernährungs- und Trainingsplänen im Alltag unterstützt werden sollen. *„Die Nachfrage ist da. Jetzt muss ich nur noch das Startkapital erarbeiten.“* Und sie zählt die Tage, bis ihre Liebsten bei ihr ankommen werden. Nach einem Dreivierteljahr als junge Mutter in der Fremde.

Schuften für Mutters Kühlschrank, pendeln für die Freiheit

Dima (25) stammt aus Jahotyn im Kreis Kiew und lebt seit zwei Jahren in einer Container-Siedlung in Nowy Lubusz bei Słubice. In einer Hütte zusammen mit sechs Personen. Jeweils zwei haben Betten in den Schlafzimmern, einer schläft auf dem Sofa im Gemeinschaftsraum. Eine reine Männer-WG. Mit mehreren Kästen Bier auf Vorrat und unzähligen Flaschen Rasierschaum im Badezimmer. Manchmal gibt es Anlässe zum Feiern: Zwei Mitbewohner kehren vom Heimaturlaub zurück und einer, der sonst viel arbeitet, hat einen freien Tag. Es ist ein milder Herbstabend, es gibt Salat, Steaks, Bier, Whiskey-Cola mit Eis und sowjetische und russische Evergreens von Zemlyane, Nautilus Pompilius und natürlich Kino. Vom Band und auf der mäßig gestimmten Gitarre.

Nach der Schule absolvierte Dima eine Ausbildung zum Koch. Dann studierte er vier Jahre an der Nationalen Universität für Kultur und Kunst in Kiew das Fach Business und Management. Das Studium beendete er mit einem Roten Diplom, das für Bestnoten und ausgezeichnete Leistungen verliehen wird. Doch einen Job fand er nicht. Also ging er nach Słubice, wo sein Vater bereits arbeitete. Nach kläglichen Versuchen auf dem Bau konnte Dima schnell in seinem Ausbildungsberuf eine Anstellung finden. Zuletzt hat er zuhause in Jahotyn in der Wohnung seiner Mutter, *„die dann irgendwann ja auch meine sein wird“*, die Küche renovieren lassen und einen neuen Kühlschrank gekauft. *„Der hat umgerechnet 600 Euro gekostet. Meine Mutter hatte Tränen in den Augen, weil ich so viel Geld dafür ausgabe“*, erzählt er. Seine Mutter arbeitet als Krankenschwester und verdient umgerechnet etwa 200 Euro im Monat.

Eine eigene Familie hat Dima noch nicht. Er will erstmal Geld verdienen. Eine eigene Wohnung mieten oder kaufen will er vorerst auch nicht. *„Die Vorzüge hier in der Siedlung überwiegen die Nachteile“*, meint er. Er hat zwar einen weiten Arbeitsweg, elf Kilometer eine Strecke, und *„im Sommer ist es höllisch heiß und im Winter klirrend kalt“*, aber hier hat er Gemeinschaft, Freunde und Familie. *„Und hier kann ich einfach rausgehen und grillen, bin an der frischen Luft. Es ist locker.“*

Brennen für die Heimat, malochen in der Ferne

Zhenya (53) ist Dimas leiblicher Vater, lebte aber schon seit 17 Jahren nicht mehr bei seiner Ex-Frau und dem Sohn. Jetzt wohnen beide wieder zusammen – in einer Hütte in Nowy Lubusz bei Słubice. Sohn Dima ging nicht zum Militär, als im Osten der Krieg begann. Sein Vater Zhenya ging für ihn: als Söldner zur ATO, der Anti-Terror-Organisation der Ukrainischen Nationalgarde, an die Front. Er verließ das Militär nach zwei Jahren aus Altersgründen. *„Wie soll ich noch eine 36-Kilogramm-Kluft tragen und dann auch noch fit und wendig aus einem Panzerwagen hüpfen? Ich als Rentner kann da nichts tun, wozu sollte ich noch da bleiben?“*

Dima ist ihm offensichtlich dankbar dafür. Aber selbst will er nicht kämpfen: *„Ich weiß doch gar nicht, wofür ich diesen Staat verteidigen soll. Ich bin da geboren, aufgewachsen, in meiner Familie. Aber der Staat hat doch nie etwas für mich getan. Warum sollte ich ihn denn jetzt verteidigen? Wofür?“*

Vater Zhenya ist dafür in Gedanken noch oft an der Front und verfolgt die Lage auch jetzt, nach dem Amtsantritt des neuen Präsidenten Zelenskyi, weiter über das Internet. *„Niemals kehrt man wirklich aus dem Krieg zurück, man kann nicht im Krieg gewesen sein und ihn hinter sich lassen“*, sagt er melancholisch. Und wenn der Konflikt wieder richtig heiß würde, so sagt er,

würde er sofort auch zu Fuß an die Front los gehen, um wieder für die Ukraine zu kämpfen. Ein Kamerad hatte damals Urlaub in Słubice gemacht und eine reiche Deutsche kennengelernt, die sich am Stadtrand eine große Villa bauen ließ. Erst wollte Zhenya nicht nach Polen gehen. Er setzte auf seinen Cousin, der in Spanien eine Baufirma gegründet hatte. Der Cousin aber ist Russe. *„Du hast als Scharfschütze auf Russen geschossen und ich soll dir noch Arbeit geben?!“*, habe der Zhenya damals erwidert. Also kam Zhenya doch an die Oder.

Auf der ersten Baustelle bei der Reichen wurde er von einem Vorarbeiter um seinen Lohn gebracht. Der wurde dafür zwar gefeuert, zahlte Zhenya und seine Kollegen aber dennoch nicht aus. Zhenya fand selbstständig neue Arbeit, meist in und um Słubice, mal in München. In Hamburg bauten sie für ein Ehepaar einen Kamin ins Haus ein. 8000 Euro verdienten sie zu zweit für den drei Monate dauernden Arbeitseinsatz. Dass sie oft schwarz arbeiten, scheint das Normalste der Welt zu sein. *„So läuft es eben. Immerhin verdient man hier so viel, dass man den Familien daheim etwas bieten kann.“*

Zhenyas neue Frau (47) hat vor elf Monaten ein Kind bekommen, beide sind zuhause in der Ukraine. *„Ich habe von Anfang an gesagt, meine Frau soll nicht arbeiten müssen“*, sagt er. *„Ich komme aus dem Osten, da ist das so!“* Dafür fährt er zum Schaffen 1000 Kilometer durch Europa und bringt Frau und Kind alle drei bis vier Monate Geld und günstig eingekaufte Windeln und Kindersachen mit nach Hause. *„Bei uns sagt man: Wenn man ein Kind bekommt, hat man noch kein Kind. Wenn das zweite Kind kommt, dann hat man schon ein halbes Kind. Erst wenn man ein drittes Kind bekommt, dann hat man ein Kind. Ich habe jetzt drei Kinder: Sascha, Dima und das Kleine!“*

Geld für die Wohnung, Perspektiven für die Tochter

Samira (32) ist vor zwei Jahren aus ihrer ost-belarusischen Heimatstadt Polazk nach Słubice gekommen. Ein Bekannter hatte ihr auf dem Basar einen Job besorgt. Mittlerweile arbeitet sie als Kellnerin in einem kleinen Imbiss. Sie kam gleich mit ihrer ganzen Familie nach Polen. Ihr Mann arbeitet als Mechaniker in einer Autowerkstatt und ihre 13-jährige Tochter besucht die 8. Klasse einer städtischen Schule.

„Hier gibt es viel mehr Möglichkeiten für uns und sie“, sagt Samira. *„Wir wollten einfach nicht mehr an einem Ort sitzen, wollten gern weggehen. Aber nach Deutschland braucht man ein Visum, das bei uns sehr teuer ist“*, sagt sie. Früher hat sie schon alle möglichen Jobs ausprobiert, hat eine wirtschaftliche Ausbildung gemacht, als Kassiererin und Nagelpflegerin gearbeitet. Dann wollte das Paar nach Tschechien, aber da kannten sie niemanden. *„Hierher nach Polen zu*

kommen, war einfacher. Ein Bekannter hat die Einladung für uns gemacht.“ Also kamen sie an die Oder.

Es gefällt ihr hier gut. In dem Schnellrestaurant arbeitet sie täglich acht Stunden nach Vorschrift und verdient 2600 Złoty (625 Euro) im Monat. Ihr Mann bekommt ähnlich viel. *„Ein Gehalt geben wir für die Wohnung aus. Das ist viel“*, ergänzt sie. Umgerechnet etwa 500 Euro zahlen sie für ihre Mietwohnung in Słubice.

„Meine Kunden hier sind praktisch ausschließlich Deutsche“, lacht sie. *„Ein paar Wörter rund um die Küche habe ich darum jetzt auch schon auf Deutsch gelernt. Sie sind gute Kunden, scherzen viel und sind höflich.“* Gleich ist ihre Mittagspause vorbei. *„Wir ziehen gerne um“*, lacht sie. *„Wir träumen weiter davon, irgendwann nach Deutschland zu gehen.“*

Musik zum Einkauf, lächeln für die Gesundheit

Vasil (72) ist Straßenmusiker und erfreut sich großer Beliebtheit an seinem Stammplatz am Haupteingang zum großen Basar. Kund:innen aus Deutschland grüßen ihn, werfen Münzen in den Hut, fragen nach der Höhe der Parkgebühren und halten einen kleinen Plausch. Vor allem wünschen sie ihm alle viel Gesundheit. Vasil bedankt sich – auf Deutsch, Polnisch oder Russisch.

Vasil stammt aus Bulgarien. In seiner Heimatstadt Varna am Schwarzen Meer spielte er 30 Jahre lang in einem Restaurant Musik und verdiente gut. Bis *„Gorbatschow alles kaputt gemacht“* habe, sagt er leicht verbittert. Nach dem Zerfall der Sowjetunion kam er bald nach Deutschland, spielte in Rostock, dann in der Berliner Friedrichstraße. Aber da habe es viel Ärger mit der Polizei gegeben. Jede Stunde musste er sich eine neue Stelle suchen.

„Seit fünf oder sechs Jahren“ ist Vasil schon in Słubice. Ganz genau weiß er das gar nicht mehr. Er lebt allein in der Stadt, seine Verwandten zuhause besucht er einmal im Jahr. *„Hier ist es gut“*, sagt er. *„Die Menschen sind freundlich und der Basarchef lässt mich spielen“*, lächelt er warmherzig. *„Hauptsache, die Gesundheit macht weiterhin mit.“*

>>> Print-Ansicht mit Fotografien (von der Autorin)

DIENEN IN STUBICE



Die Neuen in Stubice

Osteuropa-Multikulti an der Oder

von Peggy Lohse

In den polnischen Teil der Doppelstadt kommen immer mehr Arbeiter:innen aus Osteuropa. Sie suchen nicht nur gute Löhne, sondern auch bessere Zukunftsperspektiven, Sicherheit und Stabilität. Wer sind diese Menschen und was treibt sie um in der Fremde?

Auf den verwinkelten Straßen Stubices geht es international zu, gesprochen wird natürlich Polnisch, aber auch viel Deutsch, Russisch, Ukrainisch, Belarussisch, Bulgarisch. Denn Stubice ist eine kleine Stadt, in der die Wirtschaft boomt. Die 20.000 Einwohner:innen der Gemeinde leben vom Handel, vom Baugewerbe und von der Logistik. Das Industriegebiet, die nahe Sonderwirtschaftszone sowie die Nähe zu Deutschland sind attraktiv für Investoren, Unternehmer:innen und Arbeitnehmer:innen. Die Arbeitslosenquote ist mit etwa zwei Prozent deutlich niedriger als die landesweiten fünf Prozent. Es herrscht praktisch Vollbeschäftigung.

Höhere Löhne, attraktivere Arbeitsbedingungen sowie die EU-weite Freizügigkeit locken viele Polen zum Arbeiten nach Deutschland und weiter gen Westen. Die entstehenden Lücken, besonders im Bereich der niedrig qualifizierten Tätigkeiten, schließen Arbeitsmigrant:innen aus dem weiteren Osteuropa. 2016 und 2018 hat Polen die Einreisebestimmungen für Staatsbürger:innen aus Russland, der Ukraine, Belarus, Moldau, Armenien, Aserbaidschan und Georgien erleichtert. Sie können per Einladung sechs Monate im Jahr zum Arbeiten ins Land kommen und vor Ort dann weitere Papiere für eine langfristige, offizielle Festanstellung organisieren.

Laut der Studie „Einwanderung nach Polen im Kontext des vereinfachten Verfahrens zur Beschäftigung von Ausländern“ des Zentrums für Migrationsforschung in Warschau liegt der Anteil der Zugezogenen unter den Arbeitnehmer:innen hier in der Grenzregion bei 15 Prozent. Damit gehört Stubice zu den Städten Polens, in denen am häufigsten Migrant:innen beschäftigt sind. Im östlichen Teil des Landes beträgt ihr Anteil nur ein bis zwei Prozent.

Insgesamt sind polenweit laut der staatlichen Sozialversicherung ZUS knapp 600.000 ausländische Arbeitnehmer:innen sozialversicherungspflichtig beschäftigt. Davon kommen mehr als 90 Prozent aus der Ukraine, etwa vier Prozent aus Belarus und weitere aus Moldau, Russland, Armenien und Georgien. EU-Bürger:innen stellen nur einen äußerst geringen Teil dar. Inoffiziell, also mit der unklaren Schwarzarbeit, sollen seit dem Maidan, der Annexion der Krim und dem Beginn des Krieges in der Ostukraine 2014 bereits mehr als eine Million Menschen aus der Ukraine nach Polen gekommen sein. Für Stubice geht man von etwa 2000 aus. Gemeinsam mit Polen, Bulgaren und anderen Nationalitäten arbeiten sie meist auf den Basaren, in der Gastronomie, im Handel und auf dem Bau. Von einem Standardlohn von 100 Zloty (umgerechnet knapp 25 Euro) pro Tag auf dem Basar bis zu 5000 Zloty (1250 Euro) monatlich verdienen sie hier. Dabei bringen sie ganz unterschiedliche Vorgeschieden mit.

Warten auf das Kind, sparen für den Traum?

Anzhelika (21) ist eine aufgeweckte und aktive junge Frau. Der Spruch „Just Do Nothing“ auf ihrem Shirt will so gar nicht zu ihr passen. Tagsüber schärft sie mit ihren Kund:innen, nachmittags trainiert sie im Fitnessstudio, fotografiert und filmt sich für ihren Instagram-Account, wo sie Schönheitsstips gibt und ihre selbst geschriebenen Gedichte veröffentlicht. Vor einem halben Jahr kam sie aus der Nähe von Luzk, im Gebiet Wolyn in der Westukraine, nach Stubice. Jetzt arbeitet sie auf dem Basar als Verkäuferin. Seitdem hat sie schon mehrere Stände betreut. Aktuell ist sie am Wurst- und Käse-Stand mit ukrainischen Kolleginnen. Sie arbeitet wochentags von 8 bis 16 Uhr, an den Wochenenden tags länger. Mit dem Geld sei sie zufrieden, will dennoch keine Zahlen nennen.

Sie landete praktisch zufällig hier: „Eine Freundin hatte sich bereits bei einer Arbeitsvermittlerin für die Fahrt nach Stubice angemeldet und fragte mich, ob ich nicht mitfahren wollte. Ich war neugierig und wollte sowieso etwas in meinem Leben verändern und sagte zu. Ich wollte mir ein bis zwei Monate lang anschauen, wie es hier ist, und dann wieder zurückfahren, wenn es mir nicht gefallen sollte. Jetzt bin ich schon ein halbes Jahr hier und habe gerade eine Aufenthaltsgenehmigung beantragt. Mein Chef hat mir dabei geholfen, gesagt, wo ich welche Papiere abgeben muss. Jetzt warte ich auf die Karte polity, die Bestätigung, dass ich langfristig hier bleiben und arbeiten darf.“

Zuhause in Luzk ging sie 2015 nach der Schule auf ein Polizei-College, wo sie auch ihren späteren Mann kennenlernte. Sie wollte gern in den Staatsdienst, aber auf der Polizei-Akademie ließ sie zwei Jahre später wegen einer Hautmanie ihren Sohnes Matiej schlug sie sich mit einfacheren Arbeiten durch. Sie arbeitete in einem Handy-Laden, in einem Zoll-Café an der ukrainisch-polnischen Grenze und in der Öffentlichkeitsarbeit einer

DIENEN IN STUBICE

Organisation für gesunden Lebensstil. Das Kind blieb schon damals oft bei der Oma. Die junge Ehe ging bald wieder auseinander. „Aber ich bereue nichts“, sagt Anzhelika heute. „Mein Ex-Mann hat mir das größte und schönste Geschenk meines Lebens gemacht – meinen Sohn!“

Matiej ist mittlerweile zweieinhalb Jahre alt und lebt noch bei Anzhelikas Mutter in der Ukraine. „Als ich im Sommer zuhause war, habe ich für ihn einen Reisespass machen lassen und meiner Mutter eine Vollmacht ausgestellt, dass sie mit ihm das Land verlassen darf.“ Denn die beiden sollen im Dezember nachkommen. „Mein Ex-Mann wollte erst nicht zustimmen. Erst als ich ihn nach langer Zeit anrief, wir redeten eine Stunde lang, gab er sein Okay, unter der Bedingung, dass er seinen Sohn weiterhin ein- bis zweimal im Jahr sehen kann“, erzählt sie von der Aufregung rund um den geplanten Umzug. „Mein Ex-Mann ist Polizist in Kiew, muss darum immer in Bereitschaft dort sein und bekommt nur einmal im Jahr einen Monat Urlaub. Den will er dann mit dem Kleinen verbringen.“ Ende Oktober zog Anzhelika Seniorin in eine eigene Mietwohnung, wo auch genug Platz für Sohn und Mutter sein wird. Außerdem hat sie Matiej schon in der privaten Kita angemeldet. Und für ihre Mutter sucht sie auch schon nach einer kleinen Arbeit.

Für immer will Anzhelika nicht hier bleiben. Aber: „Hier gibt es einfach mehr Perspektiven, mehr Möglichkeiten als in der Ukraine. Ich muss Geld verdienen, weil ich für die Verwirklichung meines Traums sparen muss.“ Ihr Traum ist es, ein eigenes Gesundheitszentrum in ihrer Heimat aufzubauen, wo körperbewusste Klient:innen mit Ernährungs- und Trainingsplänen im Alltag unterstützt werden sollen. „Die Nachfrage ist da. Jetzt muss ich nur noch das Startkapital erarbeiten.“ Und sie zählt die Tage, bis ihre Liebsten bei ihr ankommen werden.

Schufden für Mutters Kühlschrank, pendeln für die Freiheit

Dima (25) stammt aus Jahoty in Kreis Kiew und lebt seit zweieinhalb Jahren in einer Container-Siedlung in Nowy Lubusz bei Stubice. In einer Hütte zusammen mit sechs Personen. Jeweils zwei haben Betten in den Schlafzimmern, einer schläft auf dem Sofa im Gemeinschaftsraum. Eine reine Männer-WG. Mit mehreren Kästen Bier auf Vorrat und unzähligen Flaschen Rasierschaum im Badezimmer. Manchmal gibt es Anlässe zum Feiern: Zwei Mitbewohner kehren vom Heimaturlaub zurück und einer, der sonst viel arbeitet, hat einen freien Tag. Es ist ein milder Herbstabend, es gibt Salat, Steaks, Bier, Whisky-Cola mit Eis und sowjetische und russische Evergreens von Zemlyana, Nautilus Pompius und natürlich Kino. Vom Band und auf der mäßig gestimmten Gitarre.

Nach der Schule absolvierte Dima eine Ausbildung zum Koch. Dann studierte er vier Jahre an der Nationalen Universität für Kultur und Kunst in Kiew das Fach Business und Management. Das Studium beendete er mit einem Roten Diplom, das für Bestnoten und ausgezeichnete Leistungen verliehen wird. Doch einen Job fand er nicht. Also ging er nach Stubice, wo sein Vater bereits arbeitete. Nach kläglichem Versuchen auf dem Bau konnte Dima schnell in seinem Ausbildungsberuf eine Anstellung finden. Zuletzt hat er zuhause in Jahoty in der Wohnung seiner Mutter, die Küche verlassen lassen und einen neuen Kühlschrank gekauft. „Der hat umgerechnet 600 Euro gekostet. Meine Mutter hatte Tränen in den Augen, weil ich so viel Geld dafür ausgebe“, erzählt er. Seine Mutter arbeitet als Krankenschwester und verdient umgerechnet etwa 200 Euro im Monat.

Eine eigene Familie hat Dima noch nicht. Er will erst mal Geld verdienen. Eine eigene Wohnung mieten oder kaufen will er vorerst auch nicht. „Die Vorzüge hier in der Siedlung überwiegen die Nachteile“, meint er. Er hat zwar einen weiten Arbeitsweg, elf Kilometer eine Strecke, und „im Sommer ist es höllisch heiß und im Winter klirrend kalt“, aber hier hat er Gemeinschaft, Freunde und Familie. „Und hier kann ich einfach rausgehen und grillen, bin an der frischen Luft. Es ist locker.“

Brennen für die Heimat, malochen in der Ferne

Zhenya (53) ist Dimas leiblicher Vater, lebte aber schon seit 17 Jahren nicht mehr bei seiner Ex-Frau und dem Sohn. Jetzt wohnen beide wieder zusammen – in einer Hütte in Nowy Lubusz bei Stubice. Sohn Dima ging nicht zum Militär, als im Osten der Krieg begann. Sein Vater Zhenya ging für ihn an die Front: als Söldner der ATO, der Anti-Terror-Organisation der Ukrainischen Nationalgarde. Er verließ das Militär nach zwei Jahren aus Altersgründen. „We soll ich noch eine 36-Kilogramm-Kluft tragen und dann auch noch fit und wendig aus einem Panzerwagen hupfen? Ich als Rentner kann da nichts tun, wozu sollte ich noch da bleiben?“




Dima, Luzk

Zhenya

Dima ist ihm offensichtlich dankbar dafür. Aber selbst will er nicht kämpfen: „Ich weiß doch gar nicht, wofür ich diesen Staat verteidigen soll. Ich bin da geboren, aufgewachsen, in meiner Familie. Aber der Staat hat doch nie etwas für mich getan. Warum sollte ich ihn denn jetzt verteidigen? Wofür?“

Vater Zhenya ist dafür in Gedanken noch oft an der Front und verfolgt die Lage auch jetzt, nach dem Amtsantritt des neuen Präsidenten Zelenskyy, weiter über das Internet. „Niemand kehrt man wirklich aus dem Krieg zurück, man kann nicht im Krieg gewesen sein und ihn hinter sich lassen“, sagt er melancholisch. Und wenn der Konflikt wieder richtig heiß würde, so sagt er, würde er sofort auch zu Fuß an die Front gehen, um wieder für die Ukraine zu kämpfen. Ein Kamerad hatte damals Urlaub in Stubice gemacht und eine reiche Deutsche kennengelernt, die sich am Stadtrand eine große Villa bauen ließ. Erst wollte Zhenya nicht nach Polen gehen. Er setzte auf seinen Cousin, der in Spanien eine Baufirma gegründet hatte. Der Cousin aber ist Russe. „Du hast als Scharfschütze auf Russen geschossen und ich soll dir noch Arbeit geben?“, habe der Zhenya damals erwidert. Also kam Zhenya doch an die Oder.

Auf der ersten Baustelle bei der Reichen wurde er von einem Vorarbeiter um seinen Lohn gebracht. Der wurde dafür zwar gefeuert, zahlte Selenskyy und seine Kollegen aber dennoch nicht aus. Zhenya fand selbstständig neue Arbeit, meist in und um Stubice, mal in München. In Hamburg bauten sie für ein Ehepaar einen Kamin ins Haus ein. 8000 Euro verdienen sie zu zweit für den drei Monate dauernden Arbeitseinsatz. Dass sie oft schwarzarbeiten, scheint das Normalste der Welt zu sein. „So läuft es eben. Immerhin verdient man hier so viel, dass man den Familien daheim etwas bieten kann.“

Zhenyas neue Frau (47) hat vor elf Monaten ein Kind bekommen, beide sind zuhause in der Ukraine. „Ich habe von Anfang an gesagt, meine Frau soll nicht arbeiten müssen“, sagt er. „Ich komme aus dem Osten, da ist das so!“ Dafür fährt er zum Schaffen 1000 Kilometer durch Europa und bringt Frau und Kind alle drei bis vier Monate Geld und günstig eingekaufte Windeln und Kindersachen mit nach Hause. „Bei uns

sagt man: Wenn man ein Kind bekommt, hat man noch kein Kind. Wenn das zweite Kind kommt, dann hat man schon ein halbes Kind. Erst wenn man ein drittes Kind bekommt, dann hat man ein Kind. Ich habe jetzt drei Kinder: Sascha, Dima und das Kleiner“

Geld für die Wohnung. Perspektiven für die Tochter

Samira (32) ist vor zwei Jahren aus ihrer ost-belarussischen Heimatstadt Polazk nach Stubice gekommen. Ein Bekannter hatte ihr auf dem Basar einen Job besorgt. Mittlerweile arbeitet sie als Kellnerin in einem kleinen Imbiss. Sie kam gleich mit ihrer ganzen Familie nach Polen. Ihr Mann arbeitet als Mechaniker in einer Autowerkstatt und ihre 13-jährige Tochter besucht die 8. Klasse einer städtischen Schule.

„Hier gibt es viel mehr Möglichkeiten für uns und sie“, sagt Samira. „Wir wollten einfach nicht mehr an einem Ort sitzen, wollten gern weggehen. Aber nach Deutschland braucht man ein Visum, das bei uns sehr teuer ist“, sagt sie. Früher hat sie schon alle möglichen Jobs ausprobiert, hat eine wirtschaftliche Ausbildung gemacht, als Kassiererin und Nagelpflegerin gearbeitet. Dann wollte das Paar nach Tschechien, aber da kannten sie niemanden. „Hierher nach Polen zu kommen, war einfacher. Ein Bekannter hat die Einladung für uns gemacht.“ Also kamen sie an die Oder.

Es gefällt ihr hier gut. In dem Schnellrestaurant arbeitet sie täglich acht Stunden nach Vorschrift und verdient 2500 Zloty (625 Euro) im Monat. Ihr Mann bekommt ähnlich viel. „Ein Gehalt geben wir für die Wohnung aus. Das ist viel“, ergänzt sie. Ungerechnet etwa 500 Euro zahlen sie für ihre Mietwohnung in Stubice.



„Meine Kunden hier sind praktisch ausschließlich Deutsche“, lacht sie. „Ein paar Wörter rund um die Küche habe ich darum jetzt auch schon auf Deutsch gelernt. Sie sind gute Kunden, scherzen viel und sind höflich.“ Gleich ist ihre Mittagspause vorbei. „Wir ziehen gerne um“, lacht sie. „Wir träumen weiter davon, irgendwann nach Deutschland zu gehen.“

Musik zum Einkauf, lächeln für die Gesundheit

Vasil (72) ist Straßenmusiker und erfreut sich großer Beliebtheit an seinem Stammplatz am Haupteingang zum Großen Basar. Kundinnen aus Deutschland grüßen ihn, werfen Münzen in den Hut, fragen nach der Höhe der Parkgebühren und halten einen kleinen Pausch. Vor allem wünschen sie ihm alle viel Gesundheit. Vasil bedankt sich – auf Deutsch, Polnisch oder Russisch.

Vasil stammt aus Bulgarien. In seiner Heimatstadt Varna am Schwarzen Meer spielte er 30 Jahre lang in einem Restaurant Musik und verdiente gut. Bis „Gorbatschow alles kaputt gemacht“ habe, sagt er leicht verbittert. Nach dem Zerfall der Sowjetunion kam er bald nach Deutschland, spielte in Rostock, dann in der Berliner Friedlichstraße. Aber da habe es viel Ärger mit der Polizei gegeben. Jede Stunde musste er sich eine neue Stelle suchen.

„Seit fünf oder sechs Jahren“ ist Vasil schon in Stubice. Ganz genau weiß er das gar nicht mehr. Er lebt allein in der Stadt, seine Verwandten zuhause besucht er einmal im Jahr. „Hier ist es gut“, sagt er. „Die Menschen sind freundlich und der Basarchef lässt mich spielen“, lacht er warmerzig. „Hauptsache, die Gesundheit macht weiterhin mit.“